

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 86 (1990)
Heft: 3-4

Artikel: Das Wirtshaus als "Anker der Welt" : Beitrag zur Wesensbestimmung einer alten Schweizer Institution
Autor: Hauser, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wirtshaus als «Anker der Welt»

Beitrag zur Wesensbestimmung einer alten Schweizer Institution

Von *Albert Hauser*

Der Ausdruck «Wirtshaus als Anker der Welt» stammt von Jeremias Gotthelf. In «Geld und Geist» spricht er im Zusammenhang mit einer Feuersbrunst zunächst vom Spritzenhaus: «Ums Spritzenhaus, welches wie üblich in der Mitte des Dorfes stund, von welcher gewöhnlich das Wirtshaus auch nicht ferne liegt, während die Kirche gern zur Seite steht, wie billig auch, das erstere als Anker der Welt, die letztere ein Wegweiser aus der Welt.»¹ In der Tat: Ein Gemeinwesen kommt ohne zentrale Plätze nicht aus. Seit alters her übten sie eine Mittelpunktfunktion aus und prägten das Gemeinschaftsleben. Dass auch das Wirtshaus zu diesen Mittelpunkten gehört, ist von der Literatur, sowohl von der Sozialgeschichte wie auch von der Volkskunde, zwar immer anerkannt, bis heute jedoch wenig untersucht worden. Im Atlas der schweizerischen Volkskunde werden zwar die Getränke im Wirtshaus verhältnismässig eingehend untersucht. Aber in diesem Zusammenhang wird lediglich festgestellt, dass die junge Generation, besonders die Sportsleute, sich mehr und mehr den alkoholfreien Getränken zuwende. Es wird unter anderem der Gewährsmann von Balsthal zitiert, der um 1937 sagte: «Früher durfte doch keiner in einer Wirtschaft Tee oder Milch trinken. Vor dreissig oder vierzig Jahren hatten die Musikanten oder Turner jeden Sonntag ‚es Siechli‘, heute sind noch alle nüchtern um Mitternacht.» Eine Gewährsperson aus dem Wallis hielt fest, dass ein Schulbub von 12 bis 14 Jahren ohne weiteres ein Glas Wein ertrage. Der Gewährsmann aus Grenchen erzählte, man habe bis um 1900 zum Jugendfest Wein eingekauft, die Gemeinde habe den von der Schulreise heimkehrenden Kindern ein Fass Bier gespendet. Es gibt Gegenden, so die Umfrage 1937–41, in denen man wenig ins Wirtshaus geht. Man habe zu Hause eigenen Wein, wird dort etwa argumentiert, oder aber das Wirtshaus sei zu weit weg, oder es sei besser, man übe sich in Enthaltbarkeit und Sparsamkeit. Ein Gewährsmann aus Champéry, Wallis, sagte: «Les Champérolains sont sobres et économes. Pour eux un franc est un franc.» «In Guttannen», so wird weiter berichtet, «gilt es als Schande, wenn einer an einem Werktag ins Wirtshaus ginge, ohne dass ein besonderer Anlass angesagt wäre.»² Auf der Karte werden die «wirtshausseuen» Orte angegeben. Die Karte verzeichnet deren vier, nämlich Präz-Dalin (Graubünden), Soglio (Graubünden), Casaccia (Graubünden) und Le Châble

(Wallis).³ Nach der Enquête der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde wurde die Wirtschaft in manchen Ortschaften nur am Sonntag nach der Messe oder nach der Predigt besucht. So heisst es in Villa-Bedretto (Tessin), man gehe nach der Messe im Winter ins Wirtshaus, um einen Punsch zu nehmen. In Vouvry (Wallis), Blitzingen (Wallis) und Grengiols (Wallis) sowie Giffers (Freiburg) sei es üblich und Tradition, nach dem Hochamt im Wirtshaus einen Schnaps zu nehmen. Im protestantischen bündnerischen Langwies war es im Winter üblich, vor der Predigt einen Schnaps zu nehmen, um sich nach dem schneereichen Weg aufzuwärmen.⁴ Dass dabei immer auch Neuigkeiten ausgetauscht wurden und man politisierte, ist wohl selbstverständlich, und es geht auch aus vielen Autobiographien hervor.⁵

Wie manche politische Aktion und wieviele Komplotte in der Wirtsstube geschmiedet worden sind, wird man nie restlos aufhellen und auflisten können. Hier nur wenige Beispiele: In Wädenswil gab es die Wirtefamilie Huber in der Krone. Ihr Haus war zwischen 1780 und 1800 Treffpunkt und Stelldichein der Opposition. Hier fanden die von Landvogt Salomon von Orelli bezeugten «täglichen Abendgesellschaften» der Fabrikanten statt, «wo gekannegiessert und dann eine Partie Karten gespielt ward». In der Krone hielt sich oft der Stäfner Patriot Kaspar Billeter auf.⁶ Die Neuerer trafen sich auch in der Weinschenke des Schützenmeisters Bodmer an der Egg am Richterswilerberg. Hier schritt im Dezember 1794 der Landvogt ein. Beim «Actus» versuchte er, wie er nach Zürich schrieb, «einen heilsamen Schrecken in hiesiger Gegend zu verbreiten und alle bey den weniger Gleichdenkenden etwann aufsteigende böse Gelüste in der Geburth zu ersticken.»⁷ Die Einheimischen wussten, welch politische Luft in jedem Wirtshaus wehte. Aus Unkenntnis der lokalen Verhältnisse nur stieg der auswärtige fränkische Agitator Wichelhausen aus Bremen, der 1794/95 zehn Tage am Zürichsee gewelt hat, im falschen Wirtshaus ab. Er logierte – wir zitieren wiederum den Landvogt von Orelli – «die ganze Zeit im Engel, wo allein die hiesige, sogenannte aristokratische Gesellschaft hinkommt und er war niemals in das Wirtshaus zur Krone hingegangen, wo unsere sogenannten Demokraten und Beaux Esprits ihre Zusammenkünfte halten.»⁸ Die Krone in Wädenswil wie die Bodmersche Weinschenke in Richterswil repräsentieren jene Gattung von Wirtschaft, die der Dichter Ulysses von Salis Marschlins mit dem ennetbirgischen Roccolo oder Zessa, jener «sinnreichen Erfindung der Italiäner, besonders der Bergamasker, Vögel zu fangen», verglichen hat. In seiner Romanze auf den Stäfner Auflauf, einem langen vierzehn Strophen umfassenden Gedicht, schildert von Salis diese Wirtshäuser wie folgt:

*Dergleichen Zessa gibts am Zürich-See
 Mehr als genug, die disem Vogler frohnen,
 Sie nennen sich zum Hirschen und zum Reeh,
 Zum Raben, zur Sonne, zu der Kronen;
 Die Lokvögelein heissen Ester und Salome
 Und dann zum Piken Lokspeis ohne Schohnen,
 Da schnäbelt man getrost, ahnt nicht Gefahr;
 Dann Meister Vogler lauschet unsichtbahr.*

*Dort kommen oft zwey alte Weiber hin
 Frau Zeitung, heissen sie, und Frau Broschüre,
 Giftmischerinnen, truz der La Voisine,
 Die streuen Gift, gemengt in Confitüre;
 Dann tischt's Frau Lese-Sucht als Wüscherin
 Den Gästen auf und nennt den Quark Lektüre,
 Den Buben fährt das Sublimat in's Blut,
 Gibt Pest und Krebs und Schwindel und Hirnwuth.⁹*

Wie gross der Einfluss der in den Wirtshäusern aufliegenden Zeitungen war, erfahren wir aus einer andern Quelle. Um 1859 hat der Basler Stadtmissionar Andreas Ludwig die Gespräche, die er mit Arbeitern führte, aufgeschrieben. Er stellte fest, dass ein antireligiöser Rationalismus die Arbeiter erfasst habe. Das aufklärerische Denken stamme, so notiert er, aus den Zeitungen. Sie wurden im Wirtshaus gelesen, da ja ein Abonnement für die Arbeiter nicht in Frage kam. So erklärte etwa der Zettlermeister Oberer dem Missionar: «Ich lese unter anderem die Augsburger Allgemeine Zeitung, und da habe ich erst kürzlich einen schlagenden Artikel gefunden.» Ein 15jähriger Lehrbub erklärte dem Missionar, er lese im Wirtshaus Zeitungen, und dort diskutiere man das Gelesene auch. Die Bibel, so der Lehrling, «enthält nur Pfaffenmärchen, im Wirtshaus, da lernt man die rechte Weisheit kennen.»¹⁰ Ludwig suchte selber gerne etwa Wirtshäuser auf, um mit den Gästen ins Gespräch zu kommen und um zu erfahren, was da alles diskutiert wurde. Er ist allerdings nicht immer besonders freundlich empfangen worden. Ein Wirt meinte auf Ludwigs Reden, «das alles ist jetzt nicht mehr zeitgemäss, die Welt denkt anders, man muss in der Welt leben.»¹¹

Dass viele Wirtschaften zu «Missionshäusern oder Stationen des Radikalismus» wurden, verdross selbstverständlich vor allem konservative Kreise. Gotthelf nannte sie in heiligem Zorn einmal «Zersittlichungsanstalten». Ein Symbol für die «Wirtschaft nach der neuen Mode» war für Gotthelf die «Gnepfi», deren Abstieg und Untergang er im Geltstag beschrieben hat. Schon der Name sagt vieles aus, bezeichnet er doch den

Zustand des schwebenden Gleichgewichts vor dem Umkippen oder die kritische Zeit kurz vor dem Bankrott.¹² Gotthelf hat überhaupt den Wirtschaften der Radikalen gerne negative Namen gegeben: «Traurige Krone» etwa oder «Zottiger Bär», zur «Hinterntugend». In seinem Werk findet man aber auch «Schmutziger Zimmermann», «Blauer Schimmel im weissen Nest» oder Namen, die auf Schwindelei, Hochstapelei und mindere Qualität hinweisen, so etwa «Essigloch auf der Nüchternweid» oder «Goldener Giraffe zu Schoppenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dünnen Ägerten, einige Stunden von Strängelbach anmutig gelegen». Aus eigener Erfahrung wusste er natürlich sehr genau, dass man nicht alles über einen Leisten schlagen kann. So finden wir etwa in den kleineren Erzählungen die schöne Stelle: «Wenn verständige Männer sich in einem Wirtshaus treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben, weil man ihn zu gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiss höchstens etwas aus einem Fach.»¹³

Gotthelf nennt das Wirtshaus gern auch pädagogische Provinz, Pflanzstätte der Volksaufklärung. In seinem Werk gibt es viele ehrbare Wirtshäuser, «in denen die Leute nicht alle Jahre wechseln, sondern eine Generation die andere ablöst». Sie sind bekannt für gute Küche und realen Wein und werden von tüchtigen, freundlichen Wirtinnen geführt. Nach Gotthelf trägt die Regierung die grösste Schuld, dass nach dem Erlass des Gesetzes über das Wirtschaftswesen vom 13. Juli 1833 die Zahl der Wirtschaften im Kanton Bern um 425 auf 1375 anstieg. Der Konkurrenzkampf habe sie zu immer neuen Aktionen verleitet. «Sooft es sich tun liess, stellte er» – gemeint ist der Wirt – «eine Extrahudlete an. Einen Kegelt um Schafe oder Tanz um Schafe oder eine Lotterie oder einen Spinnet, oder einen Armbrustschiesset, oder eine Fischete, ein Hirsmon-tagsspektakel, eine Tschämelete, eine Kletterte, ein Sackspringet, eine Ganstödete, ein Schwinget, eine Eierauflese oder gar Komödie. Kurz, was man nur ersinnen und ihm einen Namen geben konnte.»¹⁴ Gewiss, so fährt Gotthelf fort, diese Extralockvögel hatten etwas gebracht: «Die ergiebigste Quelle war aber doch die, die Wirtshauszeit zu verlängern, ja, sie unendlich nicht zu machen, aber unendlich sie werden zu lassen. Alle Tage einige Stunden länger wirten will schon an sich was sagen, aber noch weit mehr, wenn man bedenkt, dass der Wein so viele Leute je länger je besser dünkt, je mehr sie trinken, dass, je mehr sie trinken, um so mehr alle Bedenken, Sparsamkeit und Mässigung schwinden.»¹⁵ Die Folgen sind, so meint er, greifbar: «Mancher Mann und Vater verbringt halbe Nächte im Wirtshaus, schlemmt, spielt und trinkt.» Bei Gotthelf ist nachzulesen, was eine Frau, was die Kinder empfinden, wenn das Fami-

lienoberhaupt zu trinken beginnt. Doch wir besitzen auch eine Quelle aus neuerer Zeit (1917–1924). Frida Köchli hat in ihrer Autobiographie beschrieben, welch massloses Leid der Vater, ein notorischer Trinker und Wirtshäusler, über die Familie brachte: «Kein gutes anständiges Wort gönnte er uns. Wir wurden von ihm immer angebrüllt, so dass Mutter immer ans Fenster springen musste, um es sofort zu schliessen ... Es kam nicht selten vor, dass wir nachts bei uns wohlgesinnten Nachbarn Unterschlupf suchen mussten, wenn er drohte, uns alle zu erschlagen. Ich erinnere mich an einen Sonntagabend im Herbst. Ausnahmsweise kam Vater zum Nachtessen heim und brachte uns einen Liter Sauser, den er gnädigst von einer Wirtin für uns erhalten hatte. Offenbar für treue Stammkundschaft. 'Da hab ich euch etwas gebracht', prahlte er und schenkte jedem von uns ein Glas ein. Aber pfui Teufel, dieser Sauser war ja schon vergoren. Darum hatte ihn die Wirtin so freigebig dem Vater für uns geschenkt. Wir spuckten dieses saure Gesöff aus. Aber wir wussten auch, was jetzt kam und flogen fast übereinander der Tür zu. Flasche samt Gläsern flogen uns nach, und er schrie: 'Ihr verdammten heiklen Hunde, macht, dass ihr mir aus den Augen kommt, oder ich nehme eine und schlage die andere damit tot.' Er fluchte noch eine lange Weile. Was Mutter tat? Oh, sie hatte es schon lange aufgegeben, gegen ihn zu kämpfen. Sie wollte wohl dazwischen eilen, aber er versetzte ihr einen Hieb, dass sie an die Wand taumelte. Da wir uns gewohnt waren, uns eiligst zu verziehen, lief der Wutanfall noch gut ab. Nur Ida bekam am Hinterkopf eine Schramme ab. Bald zog der Wüterich wieder ab, die Sonntagsrunde fertig zu machen. Mutter wusch leise weinend Ida's Wunde aus.»¹⁶

Wann und wie dieser Vater zum Trinker geworden ist, schildert Frida Köchli nicht. Aber wie das etwa aussah, können wir, wenn wir nicht dem allzu einfachen Schema und Slogan «Nicht die vielen Wirtshäuser, sondern der viele Durst ist unser Verderben»¹⁷ folgen wollen, beim grossen Psychologen Gotthelf nachlesen: «Der Mann ist nicht böse, aber dem Auslachen widersteht er nicht. Ist's Zeit zum Feierabend, und will er aus dem Wirtshaus heim, und man lacht ihn aus, hält ihm vor, wie er vor seiner Frau sich fürchten müsse, wie sie ihn ausklopfe, wenn er nicht heimkomme, so dürfen die wenigsten gehen, wenn sie auch gerne wollten. Sie bleiben, es bildet sich eine Gewohnheit, aus dem Verspotteten wird selbst ein Spötter, nach Jahren ists unvermerkt einer geworden, der Familie, Leib und Seele aus den Augen verloren, Sklave einer Gewohnheit geworden ist. Wäre aber einer dagewesen, der gesagt hätte: 'Jetzt geh heim, es muss sein', die Gewohnheit hätte sich nie gebildet, es wäre eine Ehe glücklich geblieben, ein christlich Hauswesen aufrecht, zu Fötzeln wären ein Dutzend Kinder nicht geworden...»¹⁸ Die Schluss-

folgerung war für Gotthelf einfach und eindeutig: «Das Volk besteht nicht bloss aus Wirten und der Bevölkerung ihrer Wirtschaften, wie man in jüngster Zeit zu glauben scheint, es besteht auch aus Weibern und Kindern, aus Vätern und Müttern, die wahre Bildungsstätte ist nicht, wie ein Wahn der jungen Zeit zum Fluch des Volkes glaubt, das Kaffeehaus, sondern das Familienhaus, nicht die Speisewirtschaft, sondern die Hauswirtschaft.»¹⁹

Dieses programmatische Statement stammt allerdings nicht vom Psychologen, sondern vom Pfarrer und Erzieher Gotthelf.

Ein Kenner des Wirtshauses war auch Gottfried Keller. Ähnlich wie Gotthelf hat er die Institution, die er beschrieb, auch genau gekannt: «An diversen zürcherischen Zweckessen», schreibt er am 13. Januar 1856 an Lina Duncker, «bin ich auch schon gewesen; man kocht sehr gut hier, und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, sodass es hohe Zeit war, dass ich heimkehrte, um meinen Landsleuten Moral und Mässigung zu predigen, zu welchem Zweck ich aber erst alles aufmerksam durchkosten muss, um den Gegenstand recht kennen zu lernen, den ich befehlen will.»²⁰

In seinem Werk hat uns Keller die verschiedensten Wirtschaften vorgeführt. In der Novelle «Kleider machen Leute» lernen wir einen versierten, aber etwas leichtgläubigen Wirt kennen. In «Romeo und Julia» begegnen wir dem heruntergekommenen Pintenwirt Manz. Im «Fähnlein der sieben Aufrechten» schliesslich stossen wir auf eine idealtypische Wirtschaft. Da kamen sieben Wackere wöchentlich zweimal zusammen, «und zwar, da auch in diesem kleinen Kreise zwei Gastwirte waren, abwechselnd bei diesen. Da ging es dann sehr kurzweilig und gemütlich her; so still und ernst die Männer in grössern Versammlungen sich zeigten, so laut und munter taten sie, wenn sie unter sich waren; keiner zierte sich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund; und manchmal sprachen alle zusammen, manchmal horchten sie andächtig einem einzelnen, je nach ihrer Stimmung und Laune. Nicht nur Politik war der Gegenstand ihrer Gespräche, sondern auch ihr häusliches Schicksal. Hatte einer Kummer und Sorge, so trug er, was ihn drückte, der Gesellschaft vor; die Sache wurde beraten und die Hülfe zur gemeinen Angelegenheit gemacht...»²¹

In der Novelle «Das verlorene Lachen» wird das Thema Wirtshaus ein weiteres Mal aufgegriffen. Da ist freilich von der Harmonie der «sieben Aufrechten» nicht mehr viel zu spüren. Da sitzen im Wirtshaus «verkommene Winkeladvokaten, ungetreue und bestrafte kleine Amtsleute, betrügerische Agenten, müssiggängerische Kaufleute und Bankerottierer, verkannte Witzlinge und Sandführer verschiedenster Art und

jubelten und sangen, als ob das tausendjährige Reich wäre... Als aber der Wein ihre Zungen mehr und mehr löste und die Besonnenheit ersterben liess und das Kreuzgespräch immer lauter und drohender wurde und an verschiedenen Punkten in Tätlichkeit übergang..., schritt der kundige Wirt mit einem sichern Mittel den ausbrechenden Sturm zu beschwören. Er besetzte hurtig den Tisch mit einem bereit gehaltenen Essen, welches aus groben, aber reichlichen Salatspeisen bestand, gemacht von Ochsenfüssen, von Bohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Heringen und Käse. Kaum erblickten die Streiter diese Erquickungen, so beruhigten sie sich und setzten sich in tiefstem Schweigen, welches nicht eben gebrochen wurde, als bis alles aufgezehrt war. Dann aber folgte eine feierliche allgemeine Versöhnung, wie nach einem geistlichen Liebesmahl, alle beklagten die Torheit, sich dergestalt einanderselbst angefallen zu haben, während Eintracht so Not tue.»²²

Diese Wirtshausszenen zeigen aufs schönste, wie vertraut Keller das Thema gewesen ist. Kein Wunder, schon als junger Mann lernte er es kennen. Damals kehrte er noch in der «Häfelei» an der Schoffelgasse ein. Als Staatsschreiber bevorzugte er den «Gambrinus», wo die Professoren Scherr, Kinkel und Vischer den Abendschoppen zu nehmen pflegten. Hin und wieder lenkte Keller seine Schritte auch in die «Bollerei» an der Schiffllände, wo er den Architekten Semper traf. In der «Meisen» sass er mit dem Archäologieprofessor Dilthey, später mit Maler Böcklin zusammen. Es ist, so schreibt er am 5. Januar 1886 an Paul Heyse, «prächtig zu sehen, wie dem braven gewaltigen Böcklin, wenn wir um 10¹/₂ Uhr nach unserem Schöppchen Landwein in die Bierhalle gehen, seine vier Glas schäumenden Augustinerbräus aus München vom Fass weg schmecken, gebracht von einer urlangen Münchener Zenzi, knochig, die aussieht wie die aus dem Tartarus erstandene Medea.»²³ Damit sind wir beim Thema Servierpersonal angelangt, das hier nur kurz zu streifen ist. Gottfried Keller hat nicht nur die Münchener Zenzi erwähnt. Semper und er seien, so schreibt er am 6. Dezember 1872 an Marie Exner, in der Bollerei immer von der guten, armen Lina bedient. Es ist «ein braves, lebenswürdiges Kind, das des Nachts wegen des wiedergekehrten Hustens nicht mehr schlafen könne und sich doch den ganzen Tag durchplage und dabei blass und mager geworden sei. Ich schenke ihr zuweilen auch was, da sie keine Eltern mehr hat, allein in der Fremde sein muss und kaum alt wird. Neulich kaufte ich ihr ein Ringlein, das sie mit einem von Semper geschenkten am kleinen Finger trägt, so dass sie beide Narren schön vereinigt mit sich führt.»²⁴

Mit welchen Problemen eine Serviertochter lebte, erfahren wir aus den Aufzeichnungen von Annelise Rüegg (1879–1934). An einer ersten

Stelle in der Westschweiz war sie glücklich: «Die Madame ist eine sehr schöne und immer freundlich, sie macht gar nie ein böses Gesicht, ich habe sie lieb. Ich hätte gar keinen bessern Platz finden können», schreibt sie nach Hause. Sie war um so dankbarer, als sie von andern hörte, dass sie nicht genug zu essen bekämen. An der zweiten Stelle in Lugano sah es etwas anders aus. Die Wirtin führte sie unter das Dach, wo zwei Betten standen: «Ich suchte nach einer Türe und fragte erstaunt, ob eine solche hier nicht üblich sei... Die Türe kam, aber ich fühlte mich doch nie zu Hause im Albergo Fontana. An Markttagen wäre ich am liebsten davon gelaufen; mir ekelte, wie viele Gäste auf den Boden spuckten, und vor dem Koch, der an solchen Tagen so aufgereggt wurde, dass er seine weisse Mütze ins Feuer warf, fürchtete ich mich und getraute ich mich nicht mehr, die Speisen aus der Küche zu holen, wenn ich den Kopf ohne Mütze sah.»²⁵ Dem tapferen Mädchen aus Uster gelang es mancher Erniedrigung zum Trotz, ihr Selbstbewusstsein zu wahren. Typisch ist dafür jene Szene, die sich in einem Hotel am Gardasee ereignete: «'Küss die Hand, gnädiger Herr, gnädige Frau', hörte sie das Zimmermädchen sagen. 'Anneliese, warum sagen Sie nie gnädige Frau?' 'Weil ich nichts von Gnade empfinde und überhaupt bin ich Schweizerin.'»²⁶ Ein wunderbares Zeugnis schweizerischen Selbst- und Nationalbewusstseins! So schön dieses Nationalbewusstsein ist, so meinte einmal der kürzlich verstorbene Nestor der Schweizerischen Verkehrszentrale, Werner Kämpfen, «im Verkehr mit den Gästen kam es nicht immer gelegen. Die Österreicher mit ihrer andern Mentalität sind da besser geeignet.»²⁷

Nach diesem Abstecher ins Reich des Servicepersonals einige grundsätzliche Überlegungen. Was in allen diesen bisher gemachten Äusserungen auffällt, ist die Komplexität, ist die Vielfalt der Erscheinungen. Es gibt das Wirtshaus schlechthin sicher nicht. Wir haben vielmehr Tausende und Abertausende vor uns, und keines gleicht trotz mancher Gemeinsamkeiten dem andern. Das gleiche gilt für die Einstellung, für die Erwartung und die Mentalität der Gäste. Auch da eine Vielfalt sondergleichen. Zunächst einmal stossen wir auf regionale Besonderheiten und Ausprägungen. Es gibt grosse Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen Berg und Tal. Ein Basler oder ein Zürcher erlebt sein Wirtshaus anders als ein Emmentaler oder Appenzeller. Leider ist das alles noch wenig beobachtet und untersucht worden. Eine rühmliche Ausnahme bildet Stefan Sonderegger, der das Appenzeller Wirtshaus exemplarisch gewürdigt hat: «Jeder gute Appenzeller verbringt einen schönen Teil seines Lebens – leider oder nicht leider – im Wirtshaus. Selbst den Hofbauern, der wahrhaftig anderes zu tun hätte, zieht es

dahin und zwar ohne Frau und meist auch ohne Bläss. Geselligkeit, Gespräch – und ein bisschen Alkohol ist auch dabei, manchmal mehr, manchmal weniger, wie's halt kommt. Vom Landammann bis zum Wegmacher, vom Ständerat bis zum Fabrikarbeiter sitzen sie dann in einer Stube fröhlich beisammen – denn in den Gaststätten gibt es keine Standesunterschiede. Natürlich gibt es Herren und Bauern – oder Herren und Büetzer, aber die appenzellischen Herren waren gegen aussen nie hochmütig. Und die Worte gehen von Tisch zu Tisch, lebhaft, witzig, chögelnd, wie es der Zufall oder die Einstimmung des Gesprächs eben will. Und dazwischen tönt es fast militärisch von den Jassertischen Stöck, jetzt mosch büüte und ähnlich. Im Wirtshaus wird Gastung gehalten – denn Einladungen sind in den appenzellischen Häusern selten: man trifft sich im Wirtshaus, auch dort kann man etwas spenden, wenn man will. Es geht um die Erhaltung des Lebens der Männer – über Frauen spricht man ja auch, zugegeben – und der dörflichen Ereignisse oder Landesgeschehnisse. Die Polzeistunde bleibt unverrückt spät, so spät als möglich, zuweilen gegen die Intention der Wirte, durch Landsgemeindebeschluss nämlich. In Innerrhoden, so haben wir es selbst erlebt, versammelt man sich nach der Polzeistunde kurz im Treppenhaus, um dem Runden machenden Polizisten die Wirtsstube frei zu halten – mit dem Besen als Zeugnis der Wahrheit auf der Eingangsstiege; er hält trotzdem Nachschau. Wenn er dann befriedigt oder auch etwas misstrauisch davon gezogen ist, kann es von neuem losgehen – diesmal ohne Polzeistunde. So schlimm ist es ja gar nicht. Die Landesspitze ist immer dabei. Denn: ein appenzellischer Politiker ohne Wirtshausverankerung riskiert die Wiederwahl – oder, wenn er schon Regierungsrat ist, den Landammannsmantel. Und es gibt keinen appenzellischen Dorfkern, wo nicht jedes zweite Haus ein Wirtshausschild trägt – nicht nur zur folkloristischen Zierde. Das führt uns zu einer leicht peinlichen Grundfrage über den Appenzeller: Ist er eigentlich häuslich? Er ist, müssen wir darauf antworten, zwar huuslig, aber ebenso wertshüslig. Er will nämlich ausgehen und trotzdem im Land bleiben. Das eben bietet ihm das Wirtshaus.»²⁸

Ausgehen und trotzdem im Land bleiben – diese Haltung ist für viele ländliche Regionen zweifellos typisch. In der Stadt sieht es ein wenig anders aus. Hinweise dafür stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Um 1832 hat das St. Gallische Wochenblatt einen Artikel mit dem Titel «Ein Dutzend Winke und Lehren für Dienstboten» gebracht. Dem Aufruf an die jungen Leute, das «einförmige Leben im väterlichen Hause zu verlassen und das Heil bei fremden Leuten» zu suchen, folgt die Versicherung, dass die Armen- und Gemeindsgüter in der Stadt vorhanden seien. In der Stadt gebe es prächtige Häuser, grosse Löhne. In

den Wirtshäusern und Schenken ist «die beliebte Mannigfaltigkeit einheimisch». Da sehe man nicht immer die gleichen Gesichter, «es kommen Unbekannte und werden Freunde, es wird gesungen, gescherzt und ist mit einem Wort ein lustig Leben».²⁹

Offenbar suchten aber die Leute vom Land in der städtischen Wirtschaft nicht nur das Unbekannte und die Unbekannten. Am 14. Februar 1894 schreibt ein Ziefner (BL) in der Basler Zeitung: «Am 11. Februar begab ich mich nach Klein-Basel in die 'Wirtschaft zum Lindenberg', auch 'Ziefnerhalle' genannt. Als ich mit noch einem andern Kameraden aus meiner Heimat in die Wirtschaft kam, war dieselbe von den Gästen vollbesetzt, und zwar zählte ich unter denselben 25 Bürger aus Ziefen, von denen kein einziger mehr in seinem Heimatort wohnt. Diese riefen einander nur beim Dorfnamen: Schindlehans, Bolzerhansli, Schardt Theophil, Kruss Emil, Lieni-Johannes, Hansijokel etc. Schliesslich brachten wir noch ein Quartett zusammen und trugen manch schönes Lied vor. So verbrachten wir Ausbürger in Basel einen so gemütlichen Fasnachtssonntag, wie er in unserer Heimatgemeinde vielleicht nicht erlebt worden wäre.»³⁰ Heimat in der städtischen Wirtschaft! Genau dies ist es, was die Landschäftler veranlasste, in Basel ein Baselbieterkränzli zu gründen. Da kommt man, wie die Basler Zeitung vom 10. Mai 1889 meldet, «alle vierzehn Tage einmal zusammen, um sich gegenseitig kennen zu lernen und alte Erinnerungen aus der Heimat aufzufrischen. Im Winter werden ab und zu von Mitgliedern Vorträge, meist vaterländischen Inhalts geboten und im Sommer wird etwa ein Ausflug ins liebe Baselbiet beschlossen, an welchem jeweilen unsere Frauen und Kinder recht gerne teilnehmen.»³¹

Kein Zweifel: Das Chränzli, der Verein hat dem Wirtshaus seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine neue Attraktivität verliehen. Der Verein war volkstümlicher als die Cercles, die Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Weshalb diese Popularität? Verein, das tönt zunächst einmal demokratischer, das tönt populärer. Verein, das umfasst alles, umfasst die gegenseitige Hilfe. Es beinhaltet Geselligkeit. Verein, das heisst Musizieren, heisst Singen, heisst Ausübung aller möglichen Sportarten und Freizeitvergnügungen. Verein, das heisst auch Fest. Im «Kladderadatsch» ist der Sachverhalt karikierend, aber doch zutreffend wiedergegeben. Da heisst es:

*Lasst uns in Vereine treten,
Denn dazu ja sind sie da,
Hilfreich durch Societäten,
Tritt der Mensch dem Menschen nah.*

*Einsam bleibt wie ingerammelt
 Jeder auf demselben Fleck,
 Doch indem er sich versammelt,
 Strebt der Mensch zu höherem Zweck.*

*Lasset uns Statuten machen,
 Denn darauf kommt es ja an,
 Dass man etwas überwachen
 Oder es verändern kann.*

*Den Vereinen kann einzig frommen,
 Dass recht viel zusammenkommt.
 Jedes Mitglied sei willkommen,
 Das da sicher zahlt und prompt.*

*Lasst uns Stiftungsfeste feiern,
 Denn das ist die höchste Lust;
 Und wir schlagen froh die Leiern
 Unseres hohen Ziels bewusst.*

*Einsam baut der Uhu seinen
 Horst in Wäldern wild und roh,
 aber einzig in Vereinen
 wird der Mensch des Daseins froh.³²*

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts konzentriert sich das Vereinsleben auf die Städte und grossen Ortschaften; das Dorf, die Landschaft wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, von der Vereinsbildung zunächst nicht oder nur wenig berührt. Die ältesten Vereine waren nicht populär, sie entsprangen, was schon Gotthelf bemerkt hat, der gehobenen Sozialschicht – man denke etwa an die Helvetische Gesellschaft oder die Naturforschende Gesellschaft sowie die Offiziers-Gesellschaft. Erst in Verbänden der Schützen, Schwinger, Turner und Sänger gelang es, ins Volk zu dringen und auch in den Dörfern Fuss zu fassen. Sie verfolgten zwei Ziele, einerseits galt es, die Mitglieder in eine Kunst, beispielsweise in die Kunst des Schwingens, einzuführen. Andererseits sollte die Geselligkeit gepflegt werden. Eine Idee also stand ihr zu Gevatter, darin unterscheidet sie sich von den alten Trägern der Geselligkeit und des Brauchtums, den Knabenschaften. Die neue Geselligkeit sah anders, sah domestizierter aus als jene der Knabenschaften. Die Ortschronik von Zeglingen im Baselland drückt es deutlich aus: «Seit dem Bestehen der Vereine hat der Nachtlärm aufgehört; Anstand und gute Sitten der Jungmannschaft haben sich merklich gebessert.»³³ In der Basellandschaftlichen

Zeitung stand im November 1859 zu lesen: «Die jungen Leute bringen ihre freie Zeit auf eine Weise zu, die bezeugt, dass in ihnen ein Streben nach dem Besseren und Edleren lebt.»³⁴ Im Verein lernte man indes nicht nur singen und turnen, man lernte sich nicht nur besser kennen, sondern man kam hier vielleicht zum erstenmal in Kontakt mit demokratischen Spielregeln. Das wird, wie Rudolf Braun mit Recht bemerkt hat, vor lauter Witzen über die Vereinsmeierei oft vergessen.³⁵ Hier am Vereinstisch – man kann ruhig auch vom Wirtshaustisch sprechen – am sprichwörtlich grünen Tisch lernte man verhandeln, debattieren, protokollieren, und alle diese Aktivitäten wirkten sich zweifellos auf das politische Verhalten aus. Eduard Strübin hat für das Baselbiet nachgewiesen, dass die Vereine ähnlich wie früher die Knabenschaften weit über ihren Kreis ins gesellschaftliche und politische Leben wirkten. Seine Feststellungen gelten auch für andere Regionen: «Bei Gemeindeabstimmungen können sie den Ausschlag geben, bei Lehrerwahlen wird einbedungen, der Gewählte werde den Chor oder den Turnverein zu leiten haben.» Ähnlich wie früher die Wirte, so veranstalteten nun die Vereine Faschnachtsveranstaltungen, Bälle, Schnitzelbänke, Umzüge, die Turner und namentlich die Musikanten wirkten im Fackelzug mit.³⁶

Dass sich das Vereinsleben entfalten konnte, hängt noch mit einer sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheit zusammen: Die freie Zeit wurde grösser, und das Leben begann mehr und mehr in zwei Teile zu zerfallen: «Der eine wird mit intensiver Arbeit verbracht, der andere Teil muss ausgefüllt werden... Man arbeitet auf das Wochenende hin.»³⁷ Die Ansprüche stiegen, und da genügten weder das alte Wirtshaus noch die neueren Vereine. Eine weitverbreitete Unterhaltungsindustrie sprang in die Lücke. Ganz untätig blieben allerdings die Wirte nicht. Sie schrieben weiterhin und mit Erfolg Metzgeten aus: «Wirte mit weitverbreiteten Vornamen laden an ihrem Namenstage ihre Namensvettern zu einem Hansen-, Maxen-, Fritzentag ein.»³⁸ Musikalische Unterhaltungen, Sommernachtsfeste, bunte Abende mehrten sich, und schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts spielten nicht nur die Dorfkapellen, sondern auch auswärtige Orchester zum Tanz auf. «Eine Hochflut von Anlässen bringen die Neujahrs- und Fasnachtstage. In einem Gasthaus von Ormalingen zeichneten für das Sylvesterprogramm 1949/50 die Sambrinis aus Basel verantwortlich... Fabrikmässig hergestellte Dekorationen bilden den Rahmen für die Faschnachtsveranstaltungen... Zur Bundesfeier leuchten in den Gartenwirtschaften Lampions.»³⁹

Die Veranstaltungen der Vereine und der Unterhaltungsindustrie haben zusammen mit den Aktivitäten der Wirte, so bemerkte Strübin schon 1952, «eine Zahl erreicht, die einem Überangebot gleichkommt.

An einem zufällig gewählten Stichtag, Samstag, den 10. Juni 1950, wurden in Gelterkinden durch öffentlichen Anschlag für zwölf Veranstaltungen Propaganda gemacht.»⁴⁰

Ob die Festkultur ihrem immanenten Anspruch gerecht geworden ist und immer noch gerecht wird, braucht hier nicht untersucht zu werden. Es ging lediglich darum zu zeigen, dass auch sie das Wirtshaus miteinbezogen hat. Man kann es auch umkehren: Das Wirtshaus hat seinerseits an der Gestaltung der Festkultur mitgeholfen, und insofern hat es auch mitgeholfen, den Menschen den Alltag besser zu ertragen, ein Stück Festlichkeit zu retten.⁴¹

Unseren summarischen Versuch schliessen wir mit dem Hinweis auf die neueste Entwicklung, die sich im Gastgewerbesektor abzeichnet. Da ist einmal an die Geburt neuer Betriebstypen zu erinnern. Zum traditionellen Landgasthaus, zum Stadrestaurant, zu den bürgerlichen Spezialrestaurants sind die ausländischen Spezialitäten-Restaurants, die Luxusrestaurants mit *grande cuisine* sowie die alkoholfreien Restaurants, die Tea-Rooms und Cafeterias, die Pizzerien gekommen. Nachdem sich die Kettenbetriebe wie die Mövenpicks bewährten, sind in den achtziger Jahren auch amerikanische Betriebe mit Hamburger, Hühnchenteilen und Sandwiches aufgetaucht. Ein neues Essverhalten, ein neues Wirtshausverhalten zeichnen sich ab, die «Fast-Food-Betriebe» erfreuen sich in gewissen Schichten zunehmender Beliebtheit, sie werden vor allem vom «eiligen Gast» besucht.⁴² Gegentendenzen sind unschwer zu erkennen. Viele suchen altrenommierte Wirtshäuser mit bürgerlicher oder rustikaler Küche, um dort in einer hastiger und kälter werdenden Zeit Geborgenheit und Wärme zu finden.

Komplexität der Erscheinungen! Auf der einen Seite das Suchen nach Exotik, auf der andern Hinwendung zum Einheimischen und Schweizerischen, auf der einen Seite eilige Massenverpflegung im internationalen Grossrestaurant, auf der anderen Seite das Suchen nach der Quartierbeiz. Eine Bilanz zu ziehen ist deshalb schwierig: Von einem allgemeinen Rückgang oder gar Untergang alter Gastwirtschaftstraditionen oder gar der Tradition und Gemeinschaftsbindung schlechthin würde ich nicht oder nur mit Vorbehalten sprechen. Zwar sind Volksleben und Volkskultur und ist auch das Wirtshaus in Gefahr, von einem durch und durch rationalistischen Fortschrittsdenken überrannt zu werden. Doch regen sich auch Gegenkräfte. Wir sehen heute besser als noch vor einigen Jahrzehnten, dass der Mensch eben eine Art Doppelnatur hat. Es gibt für ihn nicht nur den Fortschritt, sondern auch die Dauer. Wir dürfen und können, hat einmal Karl Schmid gesagt, die Idee der Komplementarität, die aus der Physik kommt, ruhig auch auf die seelischen Vorgänge im Men-

schen, auf den allgemein menschlichen Bereich anwenden. Fortschritt und Dauer schliessen sich dann nicht aus: «Es wäre dann nicht der eine Aspekt richtig oder der andere falsch, nicht der eine modern und der andere überholt, sondern beide wären jeweils zutreffend.»⁴³ Auf unser Thema übertragen hiesse das etwa, dass die alte schweizerische Institution des Wirtshauses alle Chancen hat, sich weiter zu entwickeln und zu wandeln, den Fortschritt anzuerkennen, ohne die Tradition und die Pflege der Gemeinschaft aufzugeben. Auf diese Weise könnte das Wirtshaus weiterhin ein Anker der Welt bleiben.

Anmerkungen

¹ Jeremias Gotthelf: Geld und Geist oder die Versöhnung. Erlenbach/Zürich/Stuttgart 1964, 119.

² Atlas der Schweiz. Volkskunde, 1. Teil 1. Lieferung. Basel 1950. Kommentar 66.

³ Ebd., Karte 1/15.

⁴ Ebd., Kommentar 65.

⁵ Vgl. dazu beispielsweise Paul Hugger: Das war unser Leben. Autobiographische Texte. Werdenberger Schicksale 1. Buchs 1986, 51, 53, 56, 81, 85, 92. Eine Liste der schweizerischen Biographien befindet sich im Werk «Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität» 1848–1914. Freiburg 1987, 201–203.

⁶ Diethelm Fretz: Die Entstehung der Lesegesellschaft Wädenswil. Wädenswil 1940, 51ff.

⁷ Ebd. 117.

⁸ Ebd. 118.

⁹ Von Salis Marschlins: Romanze auf den Stäfner Auflauf anno 1795. Staatsarchiv Zürich BX 41, 8. und 9. Strophe zit. von Diethelm Fretz (wie Anm. 6), 134.

¹⁰ Martin Schaffner: Die Basler Arbeiterbevölkerung im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte ihrer Lebensform. Basel/Stuttgart 1972, 99ff., sowie Albert Hauser: Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert. Zürich 1989, 278.

¹¹ M. Schaffner (wie Anm. 10), 113.

¹² Hans Riedhauser: Essen und Trinken bei Jeremias Gotthelf. Bern 1985, 352.

¹³ J. Gotthelf: Kleinere Schriften, 115.

¹⁴ J. Gotthelf: Der Geltstag, 583.

¹⁵ Ebd. 589.

¹⁶ Frieda Köchli: Narben. St. Galler Vexer-Schriften Nr. 12 1989, 33.

¹⁷ Baselbieter Volksblatt vom 9. September 1852.

¹⁸ J. Gotthelf (wie Anm. 14), 592.

¹⁹ Ebd. 593.

²⁰ Gottfried Keller: Gesammelte Briefe. 2. Bd. Bern 1951, 147.

²¹ G. Keller: Sämtliche Werke. 10. Bd. 1926/1942; Züricher Novellen 2. Bd., 16 und 17.

²² G. Keller: Die Leute von Seldwyla. Rentsch-Ausgabe 1927. 2. Bd., 381.

²³ G. Keller: Gesammelte Briefe. 3. Bd. 1. Hälfte, 119.

²⁴ G. Keller: Ebd. 2. Bd., 187.

²⁵ Flaufen im Kopf. Schweizer Autobiographien aus drei Jahrhunderten. Von Alfred Messerli. Zürich 1984., 241ff.

²⁶ Ebd. 254.

²⁷ Werner Kämpfen in einem persönlichen Brief vom Herbst 1989.

- ²⁸ Stefan Sonderegger: Appenzeller sein und bleiben. St. Gallen 1973, 47–49.
- ²⁹ Peter Röllin: St. Galler Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert. St. Gallen 1981, 147.
- ³⁰ Basler Zeitung vom 14. Februar 1894. In: «Basel-Landschaft» in historischen Dokumenten. Von F. Klaus. 3. Teil. Liestal 1985, 220.
- ³¹ Basler Zeitung vom 10. Mai 1889.
- ³² Ulrich Im Hof: Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. Zürich 1984, 234.
- ³³ Ortschronik Zeglingen 1940. Zitiert in: Basellandschaft in historischen Dokumenten. 3. Teil, 390.
- ³⁴ Basellandschaftliche Zeitung vom 5. November 1859, zitiert in: Basel-Landschaft in historischen Dokumenten, 2. Teil, 133.
- ³⁵ Rudolf Braun: Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert. Erlenbach/Zürich/Stuttgart 1965, 360.
- ³⁶ Eduard Strübin: Baselbieter Volksleben. Basel 1952, 178ff.
- ³⁷ E. Strübin (wie Anm. 36), 181.
- ³⁸ E. Strübin (wie Anm. 36), 183.
- ³⁹ E. Strübin (wie Anm. 36), 183.
- ⁴⁰ E. Strübin (wie Anm. 36), 197.
- ⁴¹ Vgl. zu diesen Überlegungen vor allem die Ausführungen von Hermann Bausinger: «Ein Abwerfen der grossen Last...» Gedanken zur städtischen Festkultur. In: Stadt und Fest. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur. Hg. von Paul Hugger. Unterägeri 1987, 251.
- ⁴² Vgl. dazu den 2. schweiz. Ernährungsbericht 2. Aufl. Bern/Stuttgart/Wien 1984, 417.
- ⁴³ Karl Schmid: Fortschritt und Dauer. In: Zeitspuren. Zürich / Stuttgart 1967, 66.